

Der deutsche Bäder.

Historische Erzählung von Ludovica Hejstiel.
(Fortsetzung.)

Noch einmal erzählte sich Frau Marja Zutritt zu Herrn von Brindben und forderte ihren Mann von ihm. Da aber brauste der junge Herr auf in juchbarem Jörn und sagte ihr, sie solle Gott danken, wenn sie nichts wieder höre von ihrem Manne, denn Gutes werde es nicht sein. Man wisse ja, daß der deutsche Bäder ein Freund der geschiedenen Königin und ihres Wahlen, des Strenge, gewesen sei, wahrscheinlich habe er sich wohlverdienter Strafe durch die Flucht entzogen. Die Kleinerin Karoline Mathildes, sie habe Döbel an jenem Tage gar nicht ruhen lassen, erklärte er für eine Lüge.

Allmächtig verbreitete sich das Gerücht in Kopenhagen, der deutsche Bäder sei, ehe die Verchwörung gegen Strauensee zum Ausbruch gekommen, gemordet worden und habe sich nach Deutschland geflüchtet. Frau Marja glaubte nicht daran; ihr Mann hatte an jenem Tage kaum so viel Geld bei sich gehabt, um die Ueberfahrt nach Wlodek, dem nächsten deutschen Hafen zu bezahlen, auch hätte er dann später doch wohl eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Nachricht zuzulassen. Viel eher neigte sie sich dem Glauben zu, er sei heimlich ermordet worden und sie konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, Herr von Brindben ein Günstling Juliane Maries geworden, und wo die arme Marja ihren Verdacht auch aussprechen wagte, züchte man die Achseln. Ein Jahr später begab sich Herr von Brindben in einer diplomatischen Mission ins Ausland, die ihn lange Zeit dort festhielt, so daß er, außer bei Jole und in den Gedanken der Frau Döbel, fast ganz in Vergessenheit geriet.

Malkos mußte sich die treue Marja, etwas über ihren Mann in Erfahrung zu bringen und so geschah es, daß darüber ihr Geschick den Krebsgang ging und ihr Lächeln Sophie eine gar freundliche Miene verlieh. Die Armut kostete an die Thür des Hauses auf der Gøttersgade; schließlich mußte Frau Döbel es veräußern und eine kleine hübsche Wohnung auf den Nuboden oder Neubauteilen beziehen. Die Neubauteile waren eine Reihe von Straßen mit kleinen, einseitigen Häusern ganz im Norden der Stadt, die meist von Matronen und Schiffern bewohnt wurden. Nahezu, und oft rohes Volk war es, zwischen denen Sophie Döbel aufwuchs, aber Niemand that ihr oder ihrer Mutter etwas zuleide. Man kaufte die Halloröndchen der Frau Döbel gern und mancher Matrose brachte von seinen Fahrten der kleinen Sophie ein hübsches Spielzeug mit, eine Mäuschel, eine Koralle oder einen glänzenden Stein. Was aber Frau Döbel am liebsten gehabt hätte, das brachten sie ihr nicht, eine Kinde von ihrem Manne. So gingen die Jahre hin, und immer lieblicher blißte Sophie auf; hell wie Bergkristalle sahen die Augen aus dem roßigen Anlitze heraus und in langen goldig schimmernden Zöpfen hing ihr das Haar über die Schultern. Sechzehn Frühlingslinge hatte das reizende Kind gesehen, und nie hatte Mutter Döbel bessere Gemüthen, als wenn Mittwoch und Sonntags draußen in den Frederiksberg-Allen Sophie in der kleinen Wube neben ihr stand, und den in Stücken gemittelten Halloröndchen verkaufte. So waren die beiden Frauen auch an einem hellen Sommerstage des Jahres 1784 den langen erquickenden Weg hinaus nach dem Schlosse Frederiksberg wandert, der mit Vergnügungslöden, öffentlichen Gärten und Tanzsälen besetzt ist. Mitten in einem hübschen Parke liegt das in italienischem Stil erbaute Schloßchen auf einem Hügel; auf dem großen Rasenplatz, der vor dem Gitter des Parkes sich ausdehnte, lagerten zahllose Menschen; weiße Tischtücher waren ausgebreitet und mit allerlei Schwaaren bedeckt, Kinder spielten unter den Bäumen, eine Drehorgel ließ unerdrossen die Melodie: „König Christian stand am hohen Mast,“ ertönen und zuweilen brummte ein schmerzlicher Invalide vor sich hin:

Vom Himmel fiel der Danebrog,
Vom Himmel fiel der Danebrog.

Sonnenchein, Lachen und fröhliches Volksleben überall; stieg man im Park, der damals aber dem Volke noch nicht geöffnet war, ein wenig bergan, so schienen die Thürme von Kopenhagen aus dem Simde emporzutandeln, der so blau und still dalag, wie der Himmel über ihm.

In ihrer kleinen Wube hart am Eingang des Parkes standen Mutter Marja und Junger Sophie in Erwartung ihrer Kinder, von denen viele sich der Sonntag ohne ein Stiel Sophtientchen gar nicht mehr denken konnten. Sophtientchen nannten sie das Gebäck nach der hübschen Bäckerin.

Da kam auch ein junger Gefell des Weges, nicht wie ein Handwerker, sondern eher wie ein junger Kaufmann oder Schreiber anzusehen, sauber in seines, schwarzes Tuch gekleidet, mit einigen weißen Manchetten und ebenfallsem Sobot. Der hatte fast so blaue Augen wie die hübsche Bäckerin und einen lauberen, miltärisch gedrehten und gepuderten Zopf, auch eine gar stramme, stattliche Haltung. Jetzt blieb der junge Mann vor der Linde stehen, warf

einen bewundernden Blick auf das hübsche Mädchen in derselben und einen erlauten auf die Mädchenstimmen.

„Da, das ist ja Halloröndchen,“ rief er dann in deutscher Sprache mit etwas singender Note, „wie kommt denn Halloröndchen, wie er beim Meister Krümpel auf dem kleinen Berlin nicht besser aussähen könnte, hier?“ „Meines Mannes Vater war aus Halle gebürtig,“ sagte Frau Döbel.

„Ein Hallorö oder ein Hallenjer?“ fragte der Fremde rasch.

Frau Döbel sah ihn verwundert an. „Na, wisst ihr denn nicht, daß es zu Halle an der Saale drei Sorten Menschen gibt, Hallorö, das sind die von der Salzwirterbrüderbrüder, die das Salz sieben oder daran Antheil haben, Hallenjer heißen die andern, und Hallorö, nun was das ist, werdet ihr wohl wissen, denn die giebt's zu Halle an der Saale nicht mehr wie anderwärts.“

„Jetzt weiß ich's,“ sagte Frau Döbel, und die Thränen liefen ihr über die Waken, „mein Mann hat immer gesagt, seine Ahen seien Hallorö gewesen.“

„Und wie hieß Euer Mann, beste Madame?“

„Johann Christoph Döbel!“

„Na, beim Schellenmörtel, da wird die hübsche Jungfer am Ende noch meine Waise sein, ich heiße Friedrich Wilhelm Döbel!“

Treuherrig streckte er den beiden Frauen die Hand hin, die sie etwas zögernd nahmen, aber sich doch freuten, so unerwartet einen Verwandten zu finden. Leider wurde ihr Gespräch fortwährend durch Kläuser unterbrochen, und so erfuhren sie nun in großen Pauken, daß Friedrich Wilhelm Döbel eine Waise und in den weit berühmten Franckeschen Stiftungen zu Halle erzogen sei, erst einem Herrn von Oberlein als Schreiber und dann einem dänischen Herrn als Sekretär gelehrt habe. Dieser sei vor etlichen Wochen verstorben, doch habe er noch einen Auftrag desselben auszurichten, nämlich einen Brief an den Kronprinzen Friedrich zu bringen.

Genau hatte ihm der Verstorbene gesagt, welche Wege er einzuschlagen habe, um bis vor den Fürsten zu gelangen, der vor wenigen Monaten für seinen unglücklichen Vater die Regierung ergriffen hatte; dadurch waren Juliane Marie und ihr Sohn Friedrich zum zweiten Male beiseite geschoben worden, diesmal für immer, denn so jung Karoline Mathildes Sohn war, so wenig schien er gewillt, sich viel drein reden zu lassen.

„Wie hieß denn der Herr, in dessen Dienst Ihr standet?“ fragte Frau Döbel.

„Herr von Brindben, Christian von Brindben,“ antwortete Döbel rasch. „Brindben,“ sagte Frau Marja auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen, „Brindben ist tot, nun ist alle Hoffnung verloren.“

Ganz verwundert sah Döbel die Frau an, Sophie aber, die nicht nur ein hübsches, sondern auch ein kluges Mädchen war, meinte: „Wenn Ihr Euren Brief nicht gleich heute an den Kronprinzen abgeben müßt, so kommt heute Abend zu uns und laßt Euch von der Mutter erzählen, warum sie der Name Brindben so aufreht, Herr Döbel!“

„Besser, Besser“, verbesserte Döbel, „es soll gelichehen, wie Ihr wünscht, liebe Waise; heute suchte ich nur den Kastellan von Frederiksberg auf, an den mich mein Herr gemielen.“

„Könnt Ihr denn aber auch dänisch?“ fragte Sophie belovig, „der alte Gullborg kann kein Wort deutsch.“ „Ich mußte dänisch lernen, als ich in Herr von Brindbens Dienste trat“, antwortete Döbel.

Damit trennten sich die Verwandten von einander, am Abend aber erschien Friedrich Wilhelm Döbel richtig bei den beiden Frauen und erfuhr von ihnen die Geschichte des Verchwundenen. Sie stimmte ihn sehr nachdenklich und er sagte: „Jetzt fange ich an zu begreifen, warum mein Herr mich fragte, ehe er mich in seinen Dienst nahm, ob ich nicht Verwandten in Dänemark habe. Ich verneinte es, denn wie schon gesagt, ich war eine Waise und hatte über meine Familie nicht viel erfahren, da erst nahm er mich an, der Name Döbel mag ihm nicht gut in die Ohren geklungen haben. Herr Gott“, fuhr er plötzlich auf, „wenn ich dazu bestimmt wäre, Nicht in diese dunkle Sache zu bringen!“

„Was meint Ihr?“ rief Frau Marja, an allen Gliedern zitternd.

„Hört mich an, Frau Marja, wenn ich Euch so nennen darf“, erwiderte Döbel; „mein Herr lebte, wie die reichen Herren zu leben pflegen, lustig und kippig in den Tag hinein, zuweilen aber lag doch eine Wolke auf seiner Stirn, und man sah ihm an, daß ihn etwas brückte. Lange vor seinem Tode wurde er krank, daß er an dieser Krankheit sterben würde, mußte er und sah seinem Ende müthig entgegen, denn ein Feindling war er nicht. Ehe es mit ihm aus war, gab er mir den Brief an den dänischen Kronprinzen mit der Beilage, ihn erst nach seinem Tode abzuliefern; dafür ward mir ein reiches Legat zu theil, denn mein Herr hatte mich lieb gewonnen, und noch kurz vor seinem Tode sagte er: ‚Weggeh er den Brief nicht, Döbel, es gilt ein altes Liedrecht gut zu machen; jeltam,‘ sagte er hinzu, ‚daß ein Döbel die Hand dazu bieten muß!‘ Daßmal habe ich nicht auf seine Worte

geachtet, heut fallen sie mir wieder ein! Frau Marja wem der Brief etwas von Euren Manne meldete!“

„Wo habt Ihr ihn?“ sagte Frau Marja mit leuchtenden Augen und streckte beide Hände aus, als wolle sie danach greifen.

„Sacht, sacht“, wehrte Döbel ab, „der Brief ist sicher verwahrt, morgen lege ich ihn in die Hand Seiner Königlichen Hoheit, und dann werden wir das Weitere erfragen!“

„Wo wieder harren, wieder warten“, seufzte die unglückliche Frau.

„Mutter“, bat Sophie, „seid ruhig; haben wir zwölf Jahre geharrt, werden wir auch noch ein paar Tage Geduld haben können.“

„Ach Kind, Kind, wenn es dann nur nicht wieder eine Täuschung ist wie schon so oft.“

Dagegen konnte Sophie nichts einwenden, und auch sie seufzte tief auf; Friedrich Wilhelm Döbel aber sprach den beiden begangenen Franzen Mutz ein, erzählte ihnen allerlei lustige Geschichten von Berlin und Potsdam, wo sein Herr zuletzt gelebt hatte, und es gelang ihm wirklich, wenigstens Sophie zum hellen Lachen zu bringen.

(Schluß folgt.)

Unsere Füsse.

Wer kennt nicht jene Fabel von dem Magen und der Gliedern des Menschen, welche einst Menenius Agrippa dem römischen Volke, welches die Stadt verlassen wollte, vortrug? Wenn die Füße noch heute reden könnten, so würden sie uns ohne Zweifel auch bittere Magen hören lassen. Sie würden einen energischen Protest erheben gegen den unzulässigen Druck, den sie ausgeübt werden; sie würden die Mode und die ganze Schuhmacherei als ihre schlimmsten Tyrannen ohne Erbarmen verurtheilen.

Wir sehen, wie nun, nachdem diese Feilen von unsern Lesern durchflogen sind, auf den meisten Gesichtern ein höfliches oder mindestens ein zweifelndes Lächeln den Mund umspielt; wir hören sie mißbilligend vor sich hin-flüstern: „Wir sind doch wahrhaftig keine chinesischen Damen, um so hart und beengungslos verurtheilt zu werden.“ Wir sehen auch manchen ehrbaren Meister des Schuhmacherwerks unmutig die Stirn runzeln und wir hören seinen zornigen Ausruf: „Ist denn der Niedergang des Kleingewerbes, ist denn unsere Noth nicht groß genug? Müßten da noch solche Anstalten in die breitesten Schichten des Volkes hinausposaunt werden?“

Und doch bleiben wir, trotz dieser Opposition bei unserer Behauptung. Wir wissen sehr wohl, daß auf 10,000 Einwohner in Deutschland etwa sechs und achtzig Schuhmacher kommen. Wir würden wohl die hohe Bedeutung dieses Standes für die Wohlfahrt des Volkes, und wir selber würden es in erster Linie beklagen, wenn dieses Kleinbürgerthum nun von dem Großkapitale verdrängt würde und die Meister zu unelbstständigen Fabrikarbeitern herabsinken sollten. Zudem wir hier gemäßigter klagen gegen das Schuhmachergewerbe auftreten, geben wir ihm gleichzeitig Mittel an die Hand, sich zur neuen Wälsche aufzuraffen. In diesem Sinne mögen die nachstehenden Ausführungen verstanden werden und Niemandem verlesen.

Alle aber, die an der Nichtigkeit unserer obigen Behauptung zweifeln, stellen wir vor die einfache Frage: Wie sind die Füße unserer heutigen Generationen beschaffen? Sind sie gut oder schlecht? Das ist nun eine Frage, die sehr schwer zu beantworten; denn eine Statistik der gefunden und Kranken Füße wurde niemals aufgenommen.

Und doch läßt sich diesem Mangel wenigstens theilweise abhelfen. Ein Fachmann auf diesem Gebiete hat die Aushebungslisten des württembergischen Heeres geprüft und gefunden, daß etwa der zehnte Theil der unbrauchbaren Mannschaft wegen Fehler an den Füßen für den Militärdienst untauglich war, und ein anderer mit den Verhältnissen gut vertrauter Arzt hat sogar die Befauptung aufgestellt, daß sich die Zahl der schlechtfüßigen Mannschaft auf 25 pCt. belief. Da nun die Zahl der mit fehlerhaften Füßen zur Welt kommenden Menschen eine verschwindend kleine ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß an der großen Verbreitung der Fußfehler die Fußbekleidung Schuld ist. Und in der That ergibt eine genaue ärztliche Untersuchung, daß mit vollkommen normalen Füßen nur diejenigen kleinen Weltbürger ausgestattet sind, die noch niemals der Kulturwohlfahrt theilhaftig waren, auf Schufter's Rappen zu laufen. Die Thatsache wird uns durchaus nicht bekümmern, wenn wir die Art und Weise wie heute Schuh und Stiefel angefertigt werden, kennen lernen.

Der Schuh und Stiefel braucht, der läßt sich solche entweder, nach alter Väter Sitte, von einem Schuhmacher anmessen, oder aber er geht, wie es heutzutage vielfach gebräuchlich ist, in einen Schuhbazar, eine Schuhfabrik und kauft sich die fertige Waare. Eine es in dem einen wie im andern Falle zugeht, was dabei erreicht wird, soll zunächst Gegenstand der folgenden Beschreibung sein.

Wenn der Schuhmacher einen Schuh oder Stiefel anfertigen soll, so läßt er den Kunden sich setzen, den Stiefel eines Fußes sich ausziehen und nimmt nun seine Maße. Damit macht er ohne Wissen und Willen drei Fehler auf

einmal. Denn erstens berücksichtigt er nicht, daß der freihängende Fuß schmaler ist als der belastete, während des Stehens oder Gehens, weshalb seine Waage zu klein ausfallen müssen; zweitens nicht er über den Strumpf an, der die Waage enger genähert erhält, ein weiterer Grund, daß die Waage unrichtig, Form und Umfang der Fußbelastung zu klein werden müssen; zudem kann er auf diese Weise keinen richtigen Begriff vom Zustand der Füße bekommen, die er gar nicht einmal sieht; drittens begnügt er sich mit nur einem Fuß, statt beide zu messen und zu vergleichen, die oft sehr verschieden sind, also auch verschiedene Größe und verschiedene Form des Stiefels verlangen. Und mit diesen falschen Mäßen in der Tasche, die bis zu einem gewissen Grade zu corrigiren, ab- und zuzugeben, der Eine mehr, der Andere weniger versteht und gewohnt ist, geht der Meister nach Hause, um zu einem weiteren verhängnisvollen Akt zu schreiten, respektive einen vierten Fehler zu machen, nämlich durch die Wahl des Leistens oder Leistenpaares in seinem Leistenbüchel.

Wir sind hier bei dem wichtigen Kapitel des Leistens angelangt, womit es folgende Bewandniß hat. Bekanntlich bedarf der Schuhmacher zur Herstellung jeder Fußbelastung eines Leistens, d. h. einer Nachbildung des Fußes aus einem Material, das eine bestimmte Vertheilung, Klopfen und Nageln vertragen muß und bis jetzt durch etwas Anderes als Holz nicht ersetzt worden ist. Ueber diese Form her werden die verschiedenen Materialien, aus denen die Fußbelastung zu bestehen hat, wie eine Schale oder ein Gehäuse zusammengesetzt, wonach der Leisten wieder heraus genommen wird, an dessen Stelle nun der Fuß kommt. Wie der Leisten, so der Schuh oder Stiefel.

Eine auch nur oberflächliche Vergleichung dieser Leisten mit verschiedenen Füßen läßt indeß fürwahr nur eine entferntere Ähnlichkeit zwischen beiden erkennen, während solche doch verhältnißmäßig die größtmögliche sein müßte, um die Fußbelastung dem Fuße möglichst ähnlich werden zu lassen. Der Fuß war zuerst da; nach ihm sollte man denken, hat sich die Fußbelastung, zunächst aber der Leisten zu richten, nicht umgekehrt.

Thatsächlich haben wir aber bisher mit einer Umkehrung des Verhältnisses zu thun. Und darunter haben wir schon zu leiden gehabt. Bei näherem Zusehen erklärt sich das ganz einfach. Die Leisten pflegt der Schuhmacher, dem Leistenmacher zu beziehen. Es wird noch Niemand davon gehört haben, daß ein Leistenmacher mit anatomischen und physiologischen Kenntnissen vom Bau und von den Vorrichtungen des menschlichen Fußes sich befaßt oder dies auch nur als wünschenswerth oder notwendig erkannt hätte. Derselbe stellt eben aus einem Stück Holz nach bestimmten Schablonen und nach seinem Kopf nicht nach den Füßen, geformte Modelle dar, deren Abnahme ihm immer geschehert bleibt, weil der Schuhmacher sie haben muß. Dieser ist von ihm abhängig. Und dieses Verhältniß gerade ist vom Uebel, und von weittragenden Folgen begleitet. So, wie die Dinge bisher lagen, pflegte sich der Schuhmacher, sobald er einen selbstständigen Geschäftsbetrieb anfangt, eine Anzahl Leisten von verschiedener Größe und Form, Fabrikstellen bezuziehen und ab und zu nachzukaufen. Der Glücksfall nun, daß der Schuhmacher unter seinem Vorrath von Leisten gerade ein oder zwei Paar findet, mit welchen seine Waage genau übereinstimmen oder auch nur überzuzustimmen scheinen, wird zu den kleineren Vorkommnissen gehören.

Er muß also darauf Bedacht nehmen, sich anderweitig zu helfen, sich zu helfen. Das heißt so viel, er sucht den am ehesten mit seinen Mäßen im gegebenen Fall übereinstimmenden Leisten aus, nimmt etwa da was vom Holze weg, befestigt dort eine dünnere oder dickere Schicht Leder, um den Leisten bieder zu machen — und wenn auf diese Weise vollständige Uebereinstimmung zwischen Fuß und Leisten doch noch immer nicht erreicht wird, so bleibt es dem erlernten überlassen, sich nach dem Leisten zu richten und nach der Wade zu strecken. Daß eine nach solchen Leisten gemachte Fußbelastung den Fuß abzwängt, Meister über ihn wird, das zeigen die verschiedenen mißgestalteten Füße in überzeugendster Weise, die ja doch nur anmerzogen und Kunstprodukte sind. Wir meinen, das Gesagte genügt, um einen Mangel des heutigen Schuhmachergewerbes zu beleuchten, es genügt aber auch, um uns den Werth der Fabrikwaare, die nur nach Durchschnittsmaßen hergestellt wird, im richtigen Lichte zu zeigen. Jeder Unbefangene wird nach dieser Darlegung uns beipflichten, daß eine Reform des Schuhmachergewerbes durchaus notwendig ist.

Der Schuhmacher muß zuerst und hauptsächlich Leistenmacher sein; im Ansehen rationeller Leisten für jeden Einzelfall muß er seine Hauptaufgabe und Hauptpflicht suchen. Es wird sich entscheiden müssen, ob er bloß Verzierungs- Künstler, nur Spezialist in eleganter Leder- und dergleichen Arbeit, oder aber rationeller Fußbelastungskünstler, Verarbeiter und Helfer in allerlei Fußangelegenheiten sein will. Im letzteren Falle kann es ihm gleichgültig sein, ob er für Holzarbeit oder für Lederarbeit bezahlt wird; ersterer braucht er sich überdies nur einmal bei einem Kunden zu unterziehen. Obentliche vernünftige Leute werden kaum die geringe Mehrausgabe für das erste Paar Stiefel scheuen, welches über diese neuen, ihnen nun eigen gehörigen und sie vor unbrauchbaren Stiefeln schützenden, rationalen Leisten gemacht ist.

Es ist nun die einfache Folgerung des bisher Ausgesprochenen, daß das Urtheil über den Großbetrieb der Schuhmacherei, über Schuhfabriken und Schuhmagasins, da hier nicht für den gegebenen Fall gearbeitet und nicht über bestimmte Füße angemessen wird, vom rationalen Standpunkte aus nicht anders als ungünstig lauten kann.

(Schluß folgt.)

Nur ein Lückenbüßer.

Von Julius Stinde.

Sie wünschen eine kleine Erzählung. Herr Redakteur, die Sie bequem unterbringen können, nicht viel länger als hundert Zeilen, damit sie den Raum einnehmen kann, welchen Politik, Parteibader, Handelsnachrichten, Wahlkämpfe und Unglücksfälle übrig lassen.

Warum brüden Sie nicht ein kurzes Märchen aus Grimms Sammlung?

Sie wollen Erlebtes haben, Geschchisse aus der Jetztzeit, aus der Wirklichkeit; Wahrheit — keine Dichtung.

Sie haben Recht: das Leben sagt wunderbare, phantastische und oft ungläublichere als der gelehrteste Roman- schreiber. Aber bebenten Sie wohl, daß ein solcher Lücken- bühler, wie Sie ihn verlangen, nicht den Regeln der Kunst entspricht, sondern unbarmerzig wie das Leben selbst Thatfachen enthält, die genommen werden müssen, wie sie sind, die nur durch die Art der Erzählung in milderer Form erscheinen.

Ich weiß eine Geschichte, die nicht viel länger als hundert Zeilen ist und auch nicht viel länger, obgleich sie das ganze Leben zweier Menschen mit Wohl erfüllt.

Von dem Leben manches Menschen läßt sich kurz in einer Zeile berichten: er ward geboren, nahm sich ein Weib und starb; dagegen sind hundert Zeilen doch schon etwas.

Meine Geschichte spielt in Hamburg.

Er war ein Baufeldin und wurde im Baufeldbause erzogen, sein Fleiß und sein Betragen machten ihn zum Kapitan, wie die Jünglinge der Infanterie genannt wurden, welche sich auszeichneten. Den Katechismus wußte er auswendig wie das Cinnamelnis und seine Zeugnisse waren die besten, mit einem Worte, er war ein Meister, und schon war der Knabe, schäbner als ein Frühlingstag.

Als er das Baufeldhaus verließ und hinausging in die große, weite Welt, in der er ganz allein stand, da wußte er noch nichts von den Gebährchen, die Knabe sind, er kannte nicht die Gehege der Gesellschaft, welche strenger, als die Paragraphen des staatlichen Gesetzbuches, schon so manches Menschenherz gemordet haben, das seiner freien Eingebung folgte, ohne zu wissen, daß dies ein Verbrechen sei.

Er hatte ja bisher kein Unrecht gethan, ihm war nur Lob zu Theil geworden, er kannte keinen Unterschied zwischen dem Gut und Böse, wie es die Sagen der Welt unterrichten.

Er war zu einem Maler in die Lehre gekommen, einem guten Manne, der ihn wie seinen Sohn hielt, denn er entdeckte in dem Knaben ein reiches und schönes Talent, das heilige Feuer für die Kunst, das nicht Jedem gegeben ist, und darum hielt der Alte ihn besser, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. „Du sollst ein Künstler werden“, sagte er, und führte den Knaben in die Wunderwelt der Kunst ein, der der Alte immer treu geblieben war, wenn auch das Leben ihn zum Handwerker gestempelt hatte.

So wuchs er auf in dem Reiche der Schönheit, und die Welt blieb ihm verschlossen wie ein Buch mit sieben Siegeln.

Der Garten des alten Malers stieß an den Garten des reichen Kaufherrn. Auf jener Seite blühten die seltensten Gewächse, die der Gärtner zog und pflegte, hier mußten einfache Sommerblumen die Beete schmücken, welche die Plätze, auf denen nützliche Gemüthe wuchsen, einrahmten.

Aber zwischen den Blumen drüben im Garten wandelte oft ein schönes Menschenkind, die einzige Tochter des reichen Kaufherrn, die der Vater bestreute wie seinen Augapfel, denn er kannte die Gefahren der Welt.

Zwischen den beiden Gärten war eine dicke Rosenhecke, die im Frühjahre gar bewundernswürdig duftete und einem Rosenmeere glich. Die Hecke war aber nicht so hoch, daß man nicht hätte hindurchsehen können und da sie weder dem Einen noch dem Andern gehörte, so war sie neutrales Gebiet, und es konnte Niemand dem schönen Mädchen wehren, wenn es die Rosen betrachtete und auch der junge Maler hatte das Recht, sein erglühendes Gesicht den Rosen zuzuwenden, wenn das Mädchen wie zufällig an der Hecke vorüberging oder gar bei den Rosen stehen blieb.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber ich glaube, die Rosen trugen die Schuld, daß die Lippen die ersten gleichgültigen Worte fanden, die zwischen den Beiden ausgetauscht wurden, und vielleicht wollten Beide eine und dieselbe Rose pflücken, als ihre Hände sich berührten und fest hielten, so innig fest, wie die verschlungenen Zweige der Hecke.

Er wußte nicht, daß es unrecht sei, die Augen zu der einzigen Tochter des reichen Kaufherrn aufzuschlagen, und sie war noch ein Kind und wußte nicht, daß Liebe Sünde sei. Sie waren Beide zwei Menschenkinder, denen die Natur ein reines Herz gegeben hatte.

An einem Abend, als die Beiden Hand in Hand an der Hecke standen und ganz verunken waren in dem Glück der ersten Liebe, hörten sie nicht, daß leise Schritte auf dem Kies erklangen; nicht eher erwachten sie aus ihrem Traum, bis der reiche Kaufherr seiner Tochter sagte: „Geh hinein, es wird kühl“, und ihr schweigend folgte, als sie gelangam in das Haus schritt.

Von diesem Abend an war es mit dem Glück der jungen Leute vorbei; sie haben sich nie wieder gesehen.

Am anderen Morgen flatterte der reiche Kaufherr dem alten Maler einen Besuch ab und darauf fuhr sie zusammen nach dem Baufeldhause. Was dort zu Tage kam, darüber schweig der Alte beharrlich, er sagte nur: „Daß ab von dem jungen Mädchen, jedes Wort, das Du zu ihm gesprochen hast, war Sünde, die weder Dir noch einem Andern je vergeben werden kann. Es ist Geld für Dich da, damit Du Dich ausbilden kannst. Auch für eine

Reise nach Rom ist georgt. — Frage nicht — ich kann Dir keine Antwort geben.“

Die Tochter des reichen Kaufherrn verschwand aus Hamburg, sie soll später die Gattin eines Kaufmanns in Frankfurt geworden sein, denn sie sagte sich dem Willen ihres Vaters. Niemand hat das Geheimniß gelüftet, zu dem die Bücher des Baufeldhauses vielleicht den Schlüssel liefern können. Nur der alte Maler sagte mitunter wie im Träume vor sich hin: „Ich hätte es sehen müssen, sie waren sich beide einander zu ähnlich.“

Der junge Mann ging später nach Italien, um dort zu sterben. Der Sonnenlicht des südlichen Himmels suchte ihn vergebens zu erwärmen, da die Sonne seines Herzens untergegangen war.

Dem Lückenbüßer fehlt noch ein Titel. Nennen Sie ihn: „Verwais!“; denn verwais ist der Mensch, der verlassen muß, was er von ganzer Seele liebt.

Mannigfaltiges.

Säcular- und Semifäculartage.

Februar 1887.

- 12. 12. Febr. 1637. Geb. zu Amsterdam Jan Swammerdam, holländischer Mediziner und Naturforscher, lebte seit 1667, mit anatomischen und zoologischen Studien beschäftigt, in Amsterdam, machte viele Entdeckungen, gest. 15. Febr. 1680.
- 12. Febr. 1737. Gest. zu Schweidnitz Benjamin Schmidt oder Schmidt, evangelischer Prediger und gelehrter Dichter („Achster Stern, wir sind hier“, „Meinen Stern laß ich nicht“ etc.), geb. 21. December 1672 in Brandtschdorf bei Biegnitz.
- 12. Febr. 1837. Gest. zu Paris Ludwig Börne, deutsch. Dichter und Schriftsteller, geb. 6. Mai 1786 in Frankfurt a. M., seit 1811 eine Zeit lang Mitglied des Reichstages, von 1830 an in Paris lebend.
- 13. Februar 1787. Geb. zu Zürich Joh. Kaspar Drelli, schweizerischer Biologe und Arztler, erst Gelehrter, nachher an der Cantonale in Olten und der Universität Zürich thätig, veranlaßte viele Massenerkrankungen, gest. 6. Jan. 1849.
- 15. Febr. 1637. Gest. Kaiser Ferdinand II. von Deutschland, geb. 9. Juli 1578 in Graz, schlimmer Feind des Protestantismus, wurde 1619 zum Kaiser gewählt, führte den Dreißigjährigen Krieg, ließ 1634 Wallenstein ermorden.
- 16. Febr. 1787. Geb. in Haag, Andries Schelfhout, niederländischer Maler, hervorragend durch Landschaften, See- und Hafenstücke, gest. 23. April 1870.

„Keine Blumen, keine Väter.“

Müde ging ich auf rauchem Steg,
Da trock ein Käfer mir in den Weg.
Zutretend wollt' ich den Tod ihm geben —
Da dack' ich an dich, und trat daneben.
Gottfried Kinkel.

Ueber ein kurzes —
Vergehend schmunxelt du ein.
Ueber ein kurzes —
Du selbst wirst vergehen sein.

Ernst Ziel.

Räthsel von Fritz Neffs.

Ein Schlanglein — ach, wie niedlich! —
Hab' ich in meinem Hause,
Das weißt so still und rüchlich
In meiner engen Klaus.
Im Winter zieht's beständig
Sich in sich selbst zusammen,
Ein wenig nur lebendig,
Berspußt's des Herdes Flammen.

Doch kommt mit süßen Strahlen
Die Frühlingssonne wieder,
So regt's mit einem Male
Die halb erstarrten Glieder.
Und seine kleine Leiter
Erklimmt es unverdrossen,
Steigt weiter, immer weiter
Bis zu den höchsten Ersohen.

Epigramm von Verthold Arnau.

Ein Kuhn zieht seine Gleite,
Von dem mit „B“ gelehrt,
Die Wellen stützen leide,
Von Acker kaum berührt.
Es blühen nicht die Sterne
Sond auf Auer und An'n,
In nebelgrauer Ferne
Und die mit „B“ zu schau'n.
Die Wäden ruh'n, die Schwachen,
Und (abweigend liegt das Nieb,
Dür Der im leichten Machen
Stand noch ein Abendlich.

Mattbüchdes Südbenräthsel.

Wenn Fern und volle Awer
Sich imten in dat Hart,
Denn imwell en löbzig Drimer
De Jer ste blag un wart.

Zit'Diep möt lustig hangen
De Drüt mit Ap un Sund,
De Duer mit den Bangen
Stekt ten mit apnen Mund,

Und haben dörch den Heben
Dat G r r e lly schüt,
Bringt grad ein junges Leben
De Duerich in de Dütt.

Fanz Meuter leit't besungen!
In Game Aite's Straf —
S't mi to gaut gelungen,
S't noch 'ne ame Taf.

Schönung aus Nr. 5.

- 1. Homonym: Domino. — 2. Charade: Schuldschein. —
- 3. Palindrom: Nar, Naa.

Correspondenzen.

Dr. Richter in 2, Louis G. Dornier in 3, Hugo Steiner, 9888 richtig, Emil Breiting, 8. Wagner, 9884, 1 Müller, 1 und 3 richtig, Dr. Düny in 2, Ernst 23, 9. Sontel, 8. Ludwig, 1 richtig, Selma 2, 2 richtig, Sam. Strögen, 9886, 1, 2, 2 richtig, G. B. 248 werden ja lesen, 1, 2, 2 richtig, 9. 2. 2 richtig, 2. 3. 2 richtig.